JOHN T. DUCKER, *Beyond Empire. The End of Britain's Colonial Encounter*

Bloomsbury Academic | London 2020 | 424 Seiten, gebunden | 25,00 £ | ISBN 978-1-78831-735-1

Den Denkmalsturz von Bristol im Juni 2020 könnte man als kontroversen Beitrag zur inneren Dekolonisierung Großbritanniens werten. Auch wenn Edward Colstons Statue im Zuge der weltweiten Proteste gegen die Ermordung George Floyds im Hafen von Bristol versenkt wurde, markiert der ikonoklastische Furor in der Stadt am Avon doch ein seit längerem virulentes Unbehagen von Teilen der britischen Gesellschaft angesichts einer auf den ersten Blick beinahe geräuschlos abgewickelten Geschichte. Das Land, das laut einem geläufigen Aperçu ein Empire besaß, ohne ein solches zu sein, hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg seines kolonialen Besitzes auf eine Art entledigt, die weder – wie in Frankreich Ende der 1950er-Jahre – zu schwersten innenpolitischen Verwerfungen führte, noch gar – wie in Deutschland oder Österreich nach 1918 – einer »Generation der Unbedingten« (Michael Wildt) Vorschub leistete, die auf Rache sann. John T. Ducker möchte trotzdem nochmals Bilanz ziehen. Als Mitglied des Overseas Civil Service und danach fast ein Vierteljahrhundert lang als Mitarbeiter der Weltbank konnte Ducker aus erster Hand die Folgen der Dekolonisation vor Ort analysieren. Sein Buch bietet vielleicht auch deshalb keine neuen Forschungsperspektiven, sondern will von der Warte des Praktikers aus erklären, weshalb »these newly independent countries never had a chance« (S. 5). Diese Formulierung enthält in nuce bereits das Fazit der über weite Strecken buchhalterisch angelegten Darstellung. Von Indien und Sri Lanka abgesehen, habe das koloniale Erbe Britanniens nicht genug Zeit erhalten, um sich wirksam auf die Selbständigkeit vorzubereiten. Dass 1952, acht Jahre vor der Unabhängigkeit Nigerias, die Universität von Ibadan die ersten 32 Graduierten hervorbrachte, spreche Bände.

Ducker rekapituliert die zunächst disparaten Ansätze zur Verwaltung des weitverzweigten Kolonialreichs. Das System der indirekten Herrschaft ermöglichte unter Einbeziehung lokaler Honoratioren ein *Empire on the cheap*. Die *Paramountcy*-Doktrin von 1923 räumte den Interessen der Afrikaner Vorrang gegenüber denen der europäischen Siedler ein. Und am Vorabend des Zweiten Weltkriegs habe Großbritannien endgültig das polit-ökonomische Laisser-faire verabschiedet, um eine kostspielige Entwicklungsstrategie zu implementieren und die Kolonien schrittweise an die Regierungspraxis des Westminster-Systems heranzuführen. Trotz dieser Maßnahmen, die nach 1939 notgedrungen auf Sparflamme köchelten, prognostizierte die ausgewiesene Afrikaexpertin Margery Perham 1951 die Unabhängigkeit der afrikanischen Territorien für die Jahrtausendwende. Diese in der Literatur zur Dekolonisation häufig zitierte Einschätzung gilt Ducker als Beleg für sein *ceterum censeo*: Großbritannien habe schlichtweg »precious little time« (S. 31), um die monumentale Aufgabe der Emanzipation seiner Kolonien zu vollenden. Der apologetische Unterton, der Duckers Buch durchzieht, stützt sich auf diese Denkfigur. Insbesondere die nur knapp zwei Jahre, in denen Iain Macleod ab 1959 als Kolonialminister amtierte, sieht Ducker kritisch, da Macleod, der dem liberalen Flügel der Tories entstammte, den Prozess der Dekolonisation beinahe mutwillig beschleunigt habe. Ducker übersieht beziehungsweise unterschätzt hier jedoch den Druck, den die nationalistischen Bewegungen vor Ort und die geopolitischen Konstellationen des Kalten Kriegs ausübten. Premierminister Harold Macmillans berühmte *Wind-of-Change*-Rede in Kapstadt 1960 lieferte zudem das geschichtspolitische Framing, das Macleods Kurs rhetorisch unterfütterte.

Ducker beschreibt in den folgenden Kapiteln zentrale Aspekte des Dekolonisationsprozesses. Auf dem Terrain der Bildung hätten lange Zeit christliche Missionare die Verantwortung für die Schulen

getragen. Erst im Juni 1945 habe die Asquith-Kommission unmissverständlich die Bedeutung universitärer Bildung für den Erfolg des *nation building* hervorgehoben. Da jedoch im Großbritannien der Nachkriegszeit selbst ein Mangel an Lehrkräften herrschte, fehlte entsprechendes Personal in den Kolonien. Schulen, so eine Studie von 1953, müssten die anspruchsvolle Aufgabe bewältigen, »both an instrument of stability and an instrument of change« (S. 69) zu sein. An der Universität Ibadan spürten Studenten aus dem Norden Nigerias, wo 1960 nur neun Prozent der Kinder eine Grundschule besuchten, erhebliche kulturelle Differenzen und fühlten sich »virtually ostracized« (S. 74), was einen langen Schatten vorauswarf auf die bis heute grassierenden ethnisch-religiösen Konflikte im bevölkerungsreichsten Staat Afrikas. Noch 1988 beklagte ein Weltbankbericht den chronischen Mangel an Fachkräften in den afrikanischen Nationen.

Auch der Blick auf das Regierungssystem offenbart eklatante Versäumnisse. Erst im Jahr 1942 wurden in der Goldküste (Ghana) und in Nigeria Afrikaner in den Exekutivrat, der Vorstufe eines Kabinetts, berufen. Zentralistische Tendenzen seien, so Ducker, von den Verantwortlichen billigend in Kauf genommen worden, um den Weg zur Unabhängigkeit zu begründen. Doch auch so ließ sich die »the frequent and damaging intrusion of tribal and regional influence« (S. 110) nicht verhindern – mit folgenschweren Konsequenzen bis heute. Potenziert wurden die Probleme in Ostafrika durch die Anwesenheit europäischer Siedler und Grenzverläufe, die einem Bericht von 1927 zufolge historischen Zufällen geschuldet seien. 15 Jahre später sinnierte Macmillan als Staatssekretär im Kolonialamt darüber nach, die Siedler aus Kenia herauszukaufen, um zukünftig Komplikationen zu vermeiden. Weitere 15 Jahre darauf befand sich Tanganika, so Ducker, in einem »over-rapid bandwagon« (S. 135), da die britische Regierung es sich nicht mit Julius Nyerere verderben wollte, der das Land dann in die Unabhängigkeit führte. Die Mau-Mau-Revolution in Kenia wird von Ducker kursorisch behandelt. Er spricht von der »horrific nature of the oaths« (S. 147), welche die Aufständischen ableigten und die Repression in den staatlichen Lagern erklären hülften. Die eindringlichen Studien von Caroline Elkins und David Anderson über die kolonialen Gewaltexzesse im Kontext von Mau-Mau hätten Ducker die Augen öffnen können. Weiter beschleunigt wurde der Prozess der Dekolonisation durch Entwicklungen auf dem Gebiet der Zentralafrikanischen Föderation, die von Anfang an unter einem unglücklichen Stern stand, da sie ohne den Konsens der afrikanischen Bevölkerung in Nord- und Südrhodesien sowie Nyasaland ins Leben gerufen wurde. Dass der *Devlin*-Bericht über die Vorkommnisse während des Ausnahmezustands in Nyasaland 1959 das Verhalten der Verantwortlichen dort mit denen eines Polizeistaats verglich, ließ in Whitehall die Alarmglocken schrillen. Vier Jahre später war die Föderation Geschichte.

Ducker stellt die rhetorische Frage, ob es sinnvoll gewesen sei, die Macht in den Kolonien einer »small, vociferous and ambitious minority« (S. 196) zu übergeben, die zufällig als erste in den Genuss höherer Bildung gelangt sei. Er legt damit den Finger in eine Wunde, die postkoloniale Gesellschaften noch lange zeichnen sollte. Lediglich Ghana habe eine Generation Zeit gehabt, den öffentlichen Dienst mit ausreichend qualifizierten Einheimischen zu besetzen. In Ostafrika hingegen habe ein »nightmare of different terms and conditions of service« (S. 214) geherrscht. Zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit hatten nur wenige Afrikaner bei den legendären King's African Rifles den Rang des Majors erklommen, darunter mit Idi Amin ausgerechnet ein berüchtigter Despot im Uganda der 1970er-Jahre.

Die beiden Kapitel zum globalen Umfeld der Dekolonisation und zur Berichterstattung in der Presse sind wenig ergiebig. Dass die *Pax Britannica* spätestens nach 1945 im Mahlstrom des Kalten Kriegs unterging und die Präsidenten der Vereinigten Staaten für London nicht immer einfache Partner in Fragen der Dekolonisation waren, ist Konsens der Forschung. Die Auswahl der zitierten Presseartikel durch Ducker erfolgte offenbar nicht systematisch, dennoch finden sich dabei bedenkenswerte Kommentare. So schildert die »Times« im Januar 1957 den »sense of watching a film of history-in-the-making being run off in quick motion« (S. 299), was dem roten Faden von Duckers Narrativ entspricht. Einige Monate später befasst sich die »Times« mit der Problematik eines fehlenden »blueprint« (S. 306): die

Erfahrungen in einer Kolonie konnten nicht umstandslos auf den Dekolonisationsprozess in einem anderen Territorium übertragen werden.

Duckers Fazit, an das sich ein umfangreicher Teil mit Dokumenten und Reden anschließt, stützt sich im Wesentlichen auf Einlassungen Alan Lennox-Boyd, des Vorgängers Macleods, aus den 1970er-Jahren. Demnach resultierte der beschleunigte Abschied vom Empire aus dem britischen Interesse an der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, den Problemen der heimischen Ökonomie und einer gewissen imperialen Erschöpfung. Die stärksten Passagen in Duckers Buch sind fraglos jene, die sich detailliert, beinahe enzyklopädisch mit den praktischen Herausforderungen des Dekolonisationsprozesses befassen. Dessen Einordnung in einen größeren Rahmen der britischen Nachkriegsgeschichte misslingt indes. Dass Ducker erst kurz vor Abschluss des Bandes die verdienstvolle, 1987 ins Leben gerufene Edition der »British Documents on the End of Empire« entdeckte, hilft dabei, den Stellenwert seiner Ausführungen realistisch zu gewichten.

GERHARD ALTMANN, Korb

Zitierempfehlung

Gerhard Altmann: Rezension von: John T. Ducker, *Beyond Empire. The End of Britain's Colonial Encounter*, Bloomsbury Academic, London 2020, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 61, 2021, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81934>> [16.6.2021].